

Thomas Kühne (Hrsg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1996, 220 S., brosch., 48 DM.

Da sie methodisch eine Weiterentwicklung der Frauengeschichte darstellt und aus ihr hervorgegangen ist, wird Geschlechtergeschichte häufig mit dieser identifiziert. Dabei wird nicht selten übersehen, daß Geschlechtergeschichte *eo ipso* relational ist, d. h. daß sie Männergeschichte einschließt. Während dies ohne weiteres einsehbar ist, und meist auch auf der theoretischen Ebene proklamiert wird, so ist es doch noch einmal eine eigene Leistung, Männer, die historisch mit dem »Allgemeinen« identifiziert worden sind und im Verlauf dieser Entwicklung ihren Geschlechtscharakter eingebüßt haben, als Geschlechtswesen in ihren historischen Kontexten zu identifizieren sowie die Mechanismen offenzulegen, die zur Identifikation des Männlichen mit dem allgemein Menschlichen geführt haben. Thomas Kühnes Verdienst ist es, eine Sammlung von Essays vorgelegt zu haben, die die Konstruktionen und die Praxis von Männlichkeit historisch untersucht. Er leitet den Band ein und versucht das Verhältnis von Männer- und Frauengeschichte sowie beider Bedeutung für die Geschlechtergeschichte zu klären.

Anne-Charlott Trepp entwickelt die These, daß der erste Adressat aufklärerischer Erziehungsschriften der Vater, nicht die Mutter war. Sie untersucht die Einbindung der Väter in die Familie und belegt ihre These mit Selbstäußerungen aus dem Hamburger Bürgertum am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts, zu einem Zeitpunkt mithin, an dem die Trennung zwischen Arbeitswelt und Familie noch nicht so rigoros vollzogen war wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Karen Hagemann behandelt den Zusammenhang von Männlichkeit und Wehrhaftigkeit zur Zeit der Befreiungskriege. Der Diskurs um die Befreiung von der napoleonischen Herrschaft und um die nationale Identität wurde im Konzept männlicher Wehrhaftigkeit geschlechtsspezifisch entworfen und beruhte auf dem Ausschluß von Frauen. Hagemann untersucht die Befreiungssyrik sowie ihre propagandistische Verbreitung und kann damit demonstrieren, wie erstmalig ein allumfassendes soldatisches Männlichkeitsideal konstruiert wurde. Ute Frevert zeigt den Zusammenhang zwischen der historischen Konstruktion des Soldaten mit dem des Staatsbürgers auf. Die enge Identifizierung zwischen beiden machte es Frauen schwer, ihren Platz im Staatsbürgergefüge zu erkämpfen. Nicht zufällig wurde letzteres erst durch die Involvierung der Frauen im Ersten Weltkrieg möglich. Das Männlichkeitsideal der deutschen Turnerbewegung im 19. Jahrhundert ist der Gegenstand eines Aufsatzes von Daniel A. McMillan. Die männerbündischen Aspekte schweizerischer Studentenverbindungen werden von Lynn Blattmann beschrieben. Sabina Brändli untersucht, wie sich die Identifikation von Männern mit dem »allgemein Menschlichen« in der Mode des 19. Jahrhunderts widerspiegelt, wie Männer sich »aus dem System der Mode stahlen« (S. 102): »Der bürgerliche Mann bewies durch seinen grauen Anzug, daß er den Niederungen der Geschlechtlichkeit und Bedürftigkeit entwachsen, als universeller Mensch in Militär, Wissenschaft, Erwerbsarbeit und Politik von persönlichen Interessen abstrahierend seine erhabene Rolle spielen konnte« (S. 115).

Nicolaus Sombart befaßt sich mit den homoerotischen Aspekten der männerbündischen politischen Kultur in Deutschland, vor allem im Kaiserreich. Er beschreibt die Mechanismen der Verdrängung und zeigt die politischen und sozialen Kosten der Wiederkehr des Verdrängten auf. Sombart plädiert für eine neue Variante der Sonderwegstheorie, in der er die homophobischen Auswüchse der männerbündischen politischen Kultur als spezifisch deutsches Phänomen beschreibt – eine Zuspitzung seiner ansonsten sehr interessanten Thesen, die mir nicht zwingend erscheint. Jürgen Reulecke zeigt, wie in der Gesangssyrik der bündischen Jugend die Melancholie soldatischer Männer, ihr Umgang mit der Möglichkeit des Todes Ausdruck findet. Die »Funktionalisierung der Melan-

cholie« (S. 169), die die Gebrochenheit männlicher Erfahrungen spiegelt, wird dann später im NS-Regime in eine hemmungslos vorwärtsstrebende Aggressivität verwandelt, die die Ambivalenz der Leidenserfahrung zunichte macht. Thomas Kühne zeigt die Brüche der Erfahrungen soldatischer Männlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg auf. Die totale Niederlage ließ wenig Raum für eine Verherrlichung der Kriegserfahrungen. Die martialische Männlichkeit des Ersten Weltkrieges, die in der Erinnerung an die Schützen-grabengemeinschaft vor allem von Freikorps-Gruppen gepflegt wurde, konnte nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr aufrechterhalten werden. Die emotionale Leistung der ehemaligen Soldaten bestand darin, das Gefühl von Sinnlosigkeit einzudämmen. Die Kriegskameradschaft sowie die Vorstellung einer Viktimisierung auch der Deutschen bot sich als Ausweg an. Kaspar Maase schließlich beschreibt unter kulturhistorischer Perspektive den Wandel des Männlichkeitsideals in den 1950er Jahren. Die bewußte Abkehr vom zackigen, militärischen Ideal der Vätergeneration führte zu einer Kultur der »Lässigkeit«, die sich ihrerseits an amerikanischen Vorbildern orientierte. Gleichzeitig läßt sich eine Vervielfältigung von Geschlechteridentitäten beobachten, d. h. die Zentralität der Geschlechternormen für die Identitätsbildung des einzelnen hat sich verschoben und ist möglicherweise auch schwächer geworden. Maase endet mit einer interessanten Frage, die auf die Problematik der Rolle von Geschlechteridentitäten in der Gegenwart verweist: »Verlangt vielleicht der Individualisierungsschub den Menschen so viele zusätzliche Orientierungsleistungen ab und macht so viele andere Qualitäten bedeutsam, daß die Sorge um die Erfüllung der Männlichkeitsnorm relativ weniger psychische Energien an sich binden kann« (S. 215)?

Nicht nur Weiblichkeit ist ein historisches Konstrukt. Männlichkeit ist es ebenso. Der vorliegende Band lokalisiert die Orte, wo man dem ideologischen Konstrukt und der sozialen Praxis von Männlichkeit näher kommen kann. Die Autorinnen und Autoren erfüllen mithin eine wichtige und verdienstvolle Funktion in der gegenwärtigen Forschungslandschaft der Geschlechtergeschichte. *Hanna Schissler, Braunschweig*

Wolfgang Schieder (Hrsg.), Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 331 S., geb., 118 DM.

Die Sozial- und Kulturgeschichte der Religion hat zur Zeit Konjunktur. Seit dem Ende der 1980er Jahre hat sich die Zahl der Veröffentlichungen auf diesem Gebiet deutlich vermehrt. Religion gilt inzwischen für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts als ein wichtiger Faktor des gesellschaftlichen Wandels, dessen Aufarbeitung eine Vielzahl von neuen Forschungsfeldern eröffnet, deren systematische Bearbeitung aber erst in den Anfängen steckt. Der vorliegende Sammelband leistet in dieser Hinsicht Pionierarbeit. Er fühlt sich, wie nicht nur die Widmung des Buches, sondern die Beiträge selber zeigen, dem wissenschaftlichen Erbe Thomas Nipperdeys und seiner historiographische Maßstäbe setzenden Darstellung von Religion und Kirchen im Rahmen der allgemeinen Geschichte des 19. Jahrhunderts verpflichtet. Fast alle Beiträge zeigen sich methodisch wie inhaltlich an einer intensiven Verknüpfung von gesamtgesellschaftlichen, kirchlichen und religiösen Strukturveränderungen interessiert. Es kommen sowohl sozial- als auch mentalitätsgeschichtliche Ansätze, modernisierungs- und säkularisierungstheoretische, bürgertumsgeschichtliche und systemtheoretische Fragestellungen zum Zuge. Dabei bleiben auch einige gängige Ansichten über Religion und Kirche auf der Strecke, die unsere Sichtweise unter dem Einfluß einer einseitigen säkularisierungstheoretischen Perspektive bisher bestimmt haben. Wolfgang Schieder skizziert in seiner Einführung den For-